

# Buchbesprechung I



Tino Schölz:

*„Die Gefallenen besänftigen und ihre Taten rühmen“.  
Gefallenenkult und politische Verfasstheit in Japan  
seit der Mitte des 19. Jahrhunderts.*

Berlin, Walter de Gruyter 2016, 509 S.

Tod und Totenkult besitzen in Japan eine spezielle Bedeutung, auf die Tino Schölz in seiner an der Universität Halle eingereichten Dissertation eingeht und deren Geschichte seit Mitte des 19. Jahrhunderts er behandelt. Er hat dazu eine bewundernswerte Fülle japanischsprachigen Materials ausgewertet. Das Gedenken an die Gefallenen, besonders an diejenigen des Asiatisch-

Pazifischen Krieges – unter Einschluss der gegen China geführten Aggressionen von 1931-1945 – birgt noch heute politischen Sprengstoff in sich, da es nicht nur im Lande selbst umstritten ist, sondern vor allem, weil es das Verhältnis Japans zu seinen Nachbarn schwer belastet, besonders zur Volksrepublik China und zu Süd-Korea. Das Werk enthält einen Dokumentenanhang und ist mit zahlreichen Fotos und einem Glossar ausgestattet, aber leider nicht mit einem Index, der gezieltes Nachschlagen wesentlich erleichtert hätte.

Der Totenkult hat verschiedene Wurzeln, die zum Teil religiösen Ursprungs sind, aus dem Shintoismus ebenso wie aus dem Buddhismus, aber auch aus dem Konfuzianismus und dem Ehrenkodex der Samurai-Klasse *bushidō* (Weg des Kriegers) herrühren. Diese Entwicklung hatte sich schon in der Tokugawa-Zeit in intellektuellen Strömungen angebahnt und auf die Stärkung der Kaiserinstitution und des Shintoismus auf Kosten der Shogune und des Buddhismus hingearbeitet, der bis dahin als staatliche Kontrollinstanz fungiert und gewissermaßen auch die Funktion von Standesämtern übernommen hatte.

Zunächst einmal weist der Autor darauf hin, dass Kriege und Kriegstote im Gegensatz zu Europa im vormodernen Japan bis zum 16. Jahrhundert Opfer innerer Auseinandersetzungen zwischen rivalisierenden Clans waren und nicht Feldzüge gegen andere Länder. In der Ordnung unter den Tokugawa-Shogunen herrschte dagegen bis Mitte des 19. Jahrhundert Frieden nach innen wie außen, aber die Standesehtik der Samurai und damit auch ihr Verhältnis zu Kampf und Todesbereitschaft fanden gerade in dieser Zeit ihren extremsten Ausdruck. In der krisenhaften späten Tokugawa-Zeit und

damit im Angesicht ihres wirtschaftlichen Niedergangs suchten sie Halt in nostalgischen und romantisierenden Interpretationen der Vergangenheit. Sie waren zwar faktisch zu einer Beamtenschicht geworden oder waren im modernen Sinne „arbeitslos“, praktizierten und vervollkommneten aber ihre Militärtechnik ständig weiter und zeigten sich permanent kampfbereit und rauflustig. Erst nach der von den USA erzwungenen Landesöffnung entwickelte sich angesichts der äußeren Bedrohung und den in dieser Umbruchphase wieder aufflammenden Bürgerkriegen der neue, auf den Tennō ausgerichtete Nationalstaat und mit ihm der politische Gefallenenkult, wurde doch Japan nun während seiner Modernisierung zu einem „normalen“ imperialistischen Staat und führte Kriege gegen seine Nachbarn. Der Ehrenkodex *bushidō* wurde ironischerweise erst in der Meiji-Zeit zur Staatsdoktrin, als der Samurai-Stand abgeschafft war.

Der Autor verfolgt die Entstehung des modernen Gefallenenkultes Mitte des 19. Jahrhunderts im Spannungsfeld äußerer Bedrohung, innerer Instabilität mit gewalttätigen Auseinandersetzungen und dem schließlich erreichten modernisierten Nationalstaat. Die Wurzeln der Verehrung mit ihrer religiösen und kulturellen Prägung in der Zeit vor Begründung des neuen politischen Systems bildet den ersten Teil der vorliegenden Studie; der zweite ist der Ära des autoritären Staatswesens 1853-1945 gewidmet und der dritte dem Gedenken in der Zeit der Demokratie ab 1945, die mit der Zäsur 1952 in die Jahre der Besatzung und die der Souveränität aufzugliedern ist.

Die politische Deutung des Toteskults stiftet nach Schölz' Ansicht Identität unter den Lebenden sowie Legitimität und gibt den Opfern einen Sinn. Diese Haltung aber ist auch in westlichen Ländern zu beobachten, „mahnen“ doch die Kriegsgräber uns Heutige, den Frieden zu wahren, so dass die Gefallenen daher nicht ganz „umsonst“ gestorben sind, wie in Feiern und Gedenkveranstaltungen immer wieder zu hören ist.

Als Basis sieht Schölz in Japan einerseits alte religiöse und kulturelle Traditionen, andererseits aber auch neue, künstlich aus der Taufe gehobene Praktiken wie den Kaiserkult, verbrämt als angeblich historisches Erbe zur Legitimierung des nun Tennō-zentrierten Staates. Dazu wurde das Kaiserhaus, das in den voraufgegangenen Jahrhunderten nur noch religiös-kultische Bedeutung hatte, wie in grauer Vorzeit remilitarisiert. Die gottgleiche Stellung des Herrschers ging dabei wesentlich über das Gottesgnadentum westlicher Monarchien hinaus, und für den Tennō zu sterben wurde als höchste Ehre propagiert. Gewissermaßen durchs Rost fielen bei der Gefallenenehrerung die Toten der Gegenseite aus den Kriegen der ausgehenden Tokugawa-Ära und der nachfolgenden Übergangszeit, die als Verräter angesehenen Getreuen der Shogunatstruppen – statt sie zu ehren wurden ihre Körper oft zum Objekt von Leichenschändung –, und die Opfer der Gegnerländer der folgenden Jahrzehnte. Auch hierbei rückte man vom Buddhismus ab, der traditionell in versöhnlicher Weise Freund und Feind gleich zu behandeln sich bemüht. Schölz weist außerdem nach, dass in früheren Zeiten mitunter die gefallenen Gegner in die Verehrung mit einbezogen wurden, so z. B. die Toten der Mongolen-Einfälle im 13. Jahrhundert und die Opfer der innerjapanischen

Kriege der darauf folgenden Ära bis zu den Einigungsfeldzügen, die zum Tokugawa-Shogunat hinführten. Somit war die Ächtung gefallener Gegner ein Bruch mit der Tradition. Zivile Opfer im eigenen Land erfuhren als „Kollateralschäden“ ohnehin keine besondere Aufmerksamkeit.

Im Gegensatz zur Tokugawa-Ära wurde nun der Shintoismus als Nationalreligion propagiert, und zwar auf Kosten des Buddhismus, der an Einfluss verlor und sogar die bisherige Aufgabe der Bestattungsriten für die Kriegstoten weitgehend einbüßte oder doch zumindest nicht mehr dominierte. Die Seelen der Gefallenen mussten dabei besänftigt werden, damit sie nicht als unruhige Geister herumirrten und der Gesellschaft als Rache für ihren gewaltsamen Tod schadeten. Schölz beschreibt detailliert die vom Buddhismus erheblich abweichenden shintoistischen Zeremonien für die Bestattung von Kriegstoten seit der Meiji-Zeit (1868-1912). Dabei ruft der Priester die Seele des Gefallenen herbei (*shōkon*), schreint ihn in ein Shintō-Heiligtum ein und verleiht ihm dadurch den Status einer Gottheit. Samurai-Ethik und Heroenkult ließen sich leicht auf das moderne Militär und sogar auf die ganze Nation übertragen. Durch die ab 1894 geführten auswärtigen Kriege gewann auch der Buddhismus wieder an Einfluss, dessen Priester oft seelsorgerisch tätig waren, an der Front wie in der Heimat. Er blieb für Bestattungen von Zivilisten ohnehin dominierend.

Seit dem Umsturz gegen die Tokugawa wurden eigene Shintō-Schreine mit einer besonderen Priesterschaft zur Ehrung der Gefallenen und Helden begründet, der wichtigste darunter der Yasukuni-Schrein (Schrein des befriedeten Landes) in Tokyo. Er wurde kurz nach der 1868 vollzogenen Übernahme der politischen Macht durch Kaiser Meiji als Stätte eines zentralen staatlichen Gefallenenkultes etabliert, um die toten Helden der Kaiserfraktion angesichts des noch immer anhaltenden militärischen Widerstands der Gegenseite zu ehren. Später wurden auch die eigenen Opfer der auswärtigen Kriege dort eingeschreint. Der politische Totenkult wurde fester Bestandteil der Herrschaftsordnung. Damit wurden die deifizierten Kriegstoten oft auch zur Propagierung des bedingungslosen Opfertods mißbraucht. Die Gefallenenehrung blieb kein staatliches Monopol mehr, sondern wurde auch zur Aufgabe einer Reihe von Organisationen wie Hinterbliebenenverbänden, Krieger- und Reservistenvereinigungen oder Nachbarschaftsgemeinschaften. Diese bemühten sich außerdem darum, zusammen etwa mit dem Patriotischen Frauenverband und dem Roten Kreuz, die Not von Familien zu lindern, die ihren Ernährer verloren hatten.

Gefallene wurden gewöhnlich in der Nähe der Kampfstätte kremiert und ihre Asche wurde in die Heimatgemeinde gesandt, um sie in öffentlichen oder privaten Zeremonien zu bestatten. Oft hatten die Soldaten vor einer Schlacht einige Haare und Fingernägel hinterlegen müssen, da es sonst womöglich hinterher nichts mehr heim zu senden gegeben hätte. Wie Schölz nachweist, wurden aber vom Russisch-Japanischen Krieg an auch Kriegerfriedhöfe im Ausland angelegt, so z. B. in der Mandschurei. Offenbar wurde man der Opferzahlen in den eigenen Reihen nicht mehr anders Herr.

Auch die Hinterbliebenen erfuhren besondere Ehrungen, wohingegen die Familien von Kriegsgefangenen, die ja nicht bis zum letzten Atemzug gekämpft hatten, mit sozialer Ächtung zu rechnen hatten. Dabei weist der Autor nach, dass es bis zum 12. Jahrhundert durchaus üblich war, im Angesicht einer Niederlage vom Schlachtfeld zu fliehen – mit der Möglichkeit, sich neu zu formieren und unter günstigeren Bedingungen den Kampf wieder aufzunehmen – oder sich sogar dem Gegner zu ergeben. Erst danach galt es als Schmach, zu überleben statt in auswegloser Lage den Tod zu suchen, ihn notfalls – wie von der militärischen Führung regelrecht gefordert – auch von eigener Hand herbeizuführen, um damit zumindest Würde und Ehre zu bewahren, nicht nur für sich selbst, sondern auch für die Familie und als Geschenk für die Nachkommenschaft. Diese Toten galten offiziell auch als Gefallene und wurden meist noch posthum befördert.

Helden früherer Jahrhunderte wie der kaisertreue Kusunoki Masashige des 14. Jahrhunderts, die sich in auswegloser Lage selbst das Leben genommen hatten, wurden als Vorbilder propagiert und durch Denkmäler geehrt. Dadurch waren die Krieger und die modernen Soldaten bereit zu Selbstmordunternehmen ohne die geringste Überlebenschance und empfanden es oft als besondere Ehre, dafür ausgewählt worden zu sein. Am legendärsten wurden dadurch die sogenannten Kamikaze-Flieger, auch wenn ihr Einsatz bei näherer Betrachtung keineswegs immer freiwillig erfolgt war. Daneben wurden die Helden der modernen Kriege als heroenhafte Vorbilder hingestellt, nicht nur die führenden Militärs des Russisch-Japanischen Krieges wie Nogi Maresuke und Tōgō Heihachirō, denen eigene Shintō-Schreine gewidmet wurden, sondern auch einfache Soldaten wie drei an einem Selbstmordunternehmen beteiligte im Kampf um Shanghai 1932. Admiral Yamamoto Isoroku, der als Planer des Angriffs auf Pearl Harbor zu einem nationalen Helden aufgestiegen war, erhielt 1943 immerhin ein Staatsbegräbnis. Im Falle eines japanischen „Endsieg“ im Zweiten Weltkrieg wäre ihm vermutlich auch ein Schrein gewidmet worden. Auf der Insel Saipan folgten im Juli 1944 sogar japanische Zivilisten den Soldaten durch Massenselbstmord in den Tod.

Zu fragen ist, ob Schölz nicht stärker der Rolle hätte nachgehen sollen, die der buddhistische Glaube an Wiedergeburt bei der Haltung zu Tod und Selbstopfer spielte. Immerhin erhielten die Gefallenen dadurch eine Chance für ein neues – womöglich besseres – Leben. Das dürfte dem Tod einen Teil seines Schreckens genommen und ihm – gepaart mit der Aussicht auf shintoistische Ahnen- und Heldenverehrung und sogar Vergöttlichung – eine gewisse Attraktivität verschafft haben. Vor einer Schlacht feuerten sich jedenfalls die Soldaten häufig mit dem Ruf gegenseitig an: „Im Yasukuni-Schrein sehen wir uns wieder!“

Das Jahr 1945 bedeutete eine tiefe Zäsur. Die amerikanische Besatzungspolitik beendete durch eine Reihe von Ver- und Geboten den politischen Totenkult, so z. B. durch die erzwungene Trennung von Staat und Religion und damit dem Ende des Staatsshintō. Denkmäler wurden zum großen Teil abgerissen oder verändert. Der Tennō wurde vom vergötterten militärischen Oberbefehlshaber zum friedliebenden „Symbol des Staates“

gewandelt und die Friedenspflicht in der Verfassung verankert. Die Bevölkerung nahm durch den Schock der Niederlage ohnehin weitgehend eine pazifistische Haltung ein. Aus konstitutionellen Gründen war nun der Gefallenenkult in Form staatlicher Zeremonien nicht mehr möglich und musste auf andere Trägergruppen wie dem Hinterbliebenenverband als wichtigster Organisation übertragen werden. Er fand neue Formen des Gedenkens, betätigte sich aber vor allem als Interessenvertretung von Kriegerwitwen und -waisen und errang bei der Frage ihrer Versorgung zumindest Teilerfolge.

Für das demokratische Japan war nun ein Spagat erforderlich, sich zwar von den Zuständen des autoritären Staates zu distanzieren, besonders denen des Asiatisch-Pazifischen Krieges, aber andererseits an die für den Tennō gefallenen Soldaten zu erinnern und sie zu ehren, so dass die Lage stark an die in der Bundesrepublik Deutschland erinnert. Nach dem Ende der Besatzungszeit 1952 war Japan relativ frei in seinen Praktiken des Gefallenengedenkens, und wie Schölz nachweist, machten sich bald restaurative und apologetische Tendenzen mit einer Verharmlosung der aggressiven Expansionspolitik unter der nahezu ununterbrochenen Herrschaft der konservativen Partei LDP bemerkbar. Dabei erfuhr der berühmt-berüchtigte Yasukuni-Schreins durch die Aufwartung durch Politiker eine Prestigesteigerung, die zu internationaler Kritik, besonders durch die einst von Krieg und Kriegsgräueln überzogenen Nachbarländer führte. Nach mehreren gescheiterten Anläufen gab die Regierungspartei 1974 jedoch ihre Versuche auf, das Heiligtum in staatliche Trägerschaft zu überführen. Das offizielle oder offiziöse Gefallenengedenken fand damit aber mitnichten ein Ende. So machten zahlreiche Politiker bis hin zu einigen Premierministern dem Schrein weiterhin „privat“ ihre Aufwartung. Sie spalteten damit nicht nur die japanische Gesellschaft, sondern lösten immer wieder einen Sturm der Entrüstung in den ehemaligen Opferländern aus, zumal als auch die auf dem alliierten Militärtribunal von Tokyo 1946-48 zum Tode verurteilten Hauptkriegsverbrecher dort 1978 eingeschreint wurden. Allerdings verweigern die Kaiser seither ihre Besuche.

Denkmäler, die in der Besatzungszeit zerstört worden waren, wurden zum Teil nach der erneuten Erringung der Souveränität wiedererrichtet oder gar neue aufgestellt. Allerdings wurde der Charakter der Kriegerschreine erweitert, indem z. B. dort auch Hochzeitszeremonien oder Segnungen mancherlei Art stattfinden – und nach Verlust der staatlichen Förderung willkommene Einnahmemöglichkeiten bieten. Auch der Kreis der Opfer, deren gedacht wird, fand dabei eine Vergrößerung, da man die Gefallenen der Gegenseite aus den innerjapanischen Kriegen vor und nach 1868 in die Verehrung mit einbezog. Bestimmend war nun die Loyalität zu einer Sache und nicht die Kaisertreue. Ebenfalls aufgenommen, allerdings nicht im Yasukuni-Schrein, wurden Angehörige der „Selbstverteidigungsstreitkräfte“ aus der Nachkriegszeit, der Polizei und der Feuerwehr, die im Dienst ums Leben gekommen waren.

Abschließend äußert Schölz die Hoffnung, mit seiner Studie eine international vergleichende Debatte mit anzustoßen, die Japan in die Diskussion einbezieht. Es sei daher

die Abschweifung gestattet zu fragen, wie der Bündnispartner des Zweiten Weltkriegs, das nationalsozialistische Deutschland, das Verhalten der Japaner zu Tod und Gefallenengedenken betrachtete: Der Yasukuni-Schrein wurde dabei mit der Walhalla gleichgesetzt und der bewunderte Shintoismus als Heldenreligion mit der altgermanischen Religion, die vor dem Einfluß des verweichlichenden Christentums der Betschwestern geherrscht habe, wie auch Hitler oft voller Neid bekannte.

*Bushidō* und der Dienst der Japaner für das Vaterland wurden als religiöser Akt angesehen. Shintoismus und der Heldenkult im Yasukuni-Schrein mit seiner vergöttlichten Funktion wurden als Quelle der soldatischen Tapferkeit und als „Seelenband zwischen den Toten im Feld und den Lebenden im Kampf an der Front und in der Heimat“ angesehen. Der Tod, auch der von eigener Hand, biete die Chance zu einer notwendigen Seelenwanderung in ein neues Leben und damit einem chancenreichen Neubeginn und Bewährung. Immer wieder wurde die angeblich japanische Einstellung zitiert: „Das Tor des Todes ist der Eingang zum wahren Leben.“

Die Entschlossenheit zum Selbstmordeinsatz galt als effektive Waffe, und ein solcher Opfertod erinnerte in zahlreichen Reden und Publikationen der nationalsozialistischen Zeit an die Schlacht der Burgunder an Etzels Hof im Nibelungenlied oder an die Haltung des „Ariers“ Leonidas bei den Thermopylen. Auch in der berüchtigten „Leonidas-Rede“ von Reichsmarschall Hermann Goering am 30. Januar 1943 zum Schicksal der dem Untergang geweihten 6. Armee in Stalingrad hieß es, die deutschen Soldaten hätten ausgeharrt, „wie das Gesetz es befahl“. Schließlich aber hätten ja die Griechen trotz der Niederlage an den Thermopylen den Krieg gegen die Perser letztendlich doch gewonnen, so dass ihr Opfertod einen Sinn bekommen habe. Den aussichtslosen Kampf der eingeschlossenen Armee verglich Goering auch mit dem Selbstmordunternehmen in Etzels Halle.

Propagandaminister Joseph Goebbels sah sich ebenfalls gezwungen, zur Zeit der Schlacht von Stalingrad Stellung zu nehmen. Er plädierte dafür, einen an Japan orientierten Kult auch in Deutschland zu propagieren, wo man leider von einer Auffassung, die die größte Konzentration aller völkischen Kräfte und einen tiefen Halt des Einzelnen wie bei dem Verbündeten in Fernost mit seiner Toten- und Ahnenverehrung sowie seiner Verbindung von Nationalbewusstsein und Religion gewährleisten würden, noch sehr weit entfernt sei. Dem Bericht der Geheimpolizei zufolge wurde ein entsprechender Zeitschriftenartikel aus seiner Feder von der Öffentlichkeit positiv aufgenommen: Es habe überzeugend gewirkt, dass die Opfer des Krieges in ihren Toten in einer vertieften Gemeinschaft des Volkes fortleben würden.

Die Ahnenverehrung der Japaner wurde auch von vielen weiteren deutschen Nationalisten als vorbildlich angesehen, so von General Erich Ludendorff, „Reichsjugendführer“ Baldur von Schirach und vor allem von SS-Führer Heinrich Himmler. Für ihn bildete die Samurai-Klasse sogar das Vorbild für seinen im Aufbau befindlichen „SS-

Orden“ und die Rückkehr zu alter Religion – im Falle Deutschlands zu derjenigen der Germanen. Dabei besaß die Ahnenverehrung der Japaner für ihn modellhaften Charakter, und er selbst hatte schon 1935 die Forschungsgemeinschaft „Ahnenerbe“ innerhalb der SS gegründet. Den Widerspruch zum nationalsozialistischen Rassismus, der sich häufig genug auch gegen die Japaner richtete, versuchte er zu lösen, indem er – und mit ihm andere Propagandisten – den Samurai eine arische Herkunft bescheinigte.

In der Goebbelschen Propaganda zeigte sich angeblich am Beispiel Japans mit seiner – in Deutschland leider nicht vorhandenen – Kongruenz zwischen Nationalismus und Religiosität, welche Gewalt die Toten über die Lebenden besäßen, wenn man sie nur zu Wort kommen lasse. Das Heer der Gefallenen habe die Waffen nicht niedergelegt, sondern marschiere in Wirklichkeit in den Reihen der kämpfenden Soldaten mit – erinnernd offenbar auch an die von „Rotfront und Reaktion erschossenen“ Kameraden des Horst-Wessel-Lieds. Die Kriegstoten stünden daher, so Goebbels, als Mahnung und nationales Gewissen über der ganzen Nation, und in ihrem ewigen Schweigen werde eine fordernde Sprache vernehmbar, die gar nicht überhört werden könne.

Da war es kein Wunder, dass von nationalsozialistischen Propagandisten unermüdlich immer wieder der Spruch aus der isländischen Edda zitiert wurde:

*„Besitz stirbt, Sippen sterben, du selbst stirbst wie sie;  
eins weiß ich, das ewig lebt: der Toten Tatenruhm.“*

Gerhard Krebs

*\*1943 in Warschau, studierte Germanistik,  
Geschichte und Japanisch in Hamburg, Freiburg/Br., Bonn und Tokyo.  
Promotion in Geschichte, Habilitation in Japanologie.  
Lehrtätigkeit an Universitäten in Tokyo, Freiburg/Br., Trier, Berlin.  
Tätigkeit als wissenschaftlicher Mitarbeiter an Instituten in Tokyo und Potsdam.*